



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schiele, G. W.: Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft

Von Dr. med. G. W. Schiele=Naumburg a. S.



ie Altmark ist das Kernland der preußischen Monarchie. Hier wohnen die Geschlechter, deren Namen durch die preußische Geschichte berühmt und um den Erdball hin bekannt geworden sind: Bismarck, Bülow, Schulenburg, Mvensleben. Aber nicht nur der Adel trägt diese Namen. Auch der bürgerliche Besitzer, auch der Pferdeknecht heißt hier Bismarck und womöglich Otto Bismarck mit „d“. Und zwar leiten sie ihren Namen von eben daher, woher ihn der Adel genommen hat, von den alten Ortsbezeichnungen. Das zeigt, wie bodenständig und wie alt das Volk der Märker ist. Herr und Knecht sind einander blutsverwandt. In dieselben Garderegimenter treten sie seit Jahrhunderten als Reiter und als Offizier ein und haben seit dem großen Kurfürsten in denselben Schlachten geblutet. Sie sind einander wert und einander ähnlich, so ähnlich, daß man scherzweise sagen könnte: Wenn heute der Adel durch irgendein Unglück verschwände, so könnte man ihn aus diesem altmärkischen Volk in einigen Generationen mit allen Tugenden und Fehlern wieder entstehen lassen. Kurz, man könnte dies Land die Männerwiege der preußischen Geschichte nennen. Um keine Eifersucht aufkommen zu lassen, will ich gleich hinzufügen, daß es mit den anderen altpreußischen Provinzen ähnlich steht, ähnlich auch in dem, was nun folgt.

* * *

Als ich in die Altmark als junger Arzt einzog, sah ich schon im Jahre 1894 die schwarzen Horden russisch-galizischer Arbeiter Sonntags an den Straßenecken stehen und alltags auf den Feldern ihr Tagwerk verrichten. Und ich meinte, sie nähmen den Einheimischen das Brot weg und seien schuld an der Verödung des Landes in volkstlicher Hinsicht. Mit Zorn sagte ich mir: Eines Tages wird diese Männerwiege leer stehen.

Grenzboten II 1912

Aber ich mußte bald einsehen, daß der Kausalzusammenhang umgekehrt ist. Nicht das ist das erste, daß die Fremden kommen und den Einheimischen das Brot nehmen. Sondern umgekehrt: erst ziehen die Einheimischen fort und dann kommen die Fremden herein. Das Wegziehen der Einheimischen ist somit das Wichtigste für uns. Darin liegt eigentlich das Unglück und die Gefahr.

Woher kommt diese Flucht?

In zwei Sätzen ist es verständlich gemacht.

Unsere Industrie hat sich ihren Anteil an der Weltbeute zu erobern gewußt und zieht mit Macht alle verfügbaren, insbesondere aber die besten Arbeitskräfte an sich, um ihre lohnende Arbeit bewältigen zu können. Darum branden aber auch, wie von übermenschlicher Gewalt gesogen und gezogen, alle unsere Nachbavölker über unsere Grenzen herein: Italiener, Holländer, Dänen, Tschechen, Polen und Ruthenen, um auch an dieser Vermehrung der Arbeitsgelegenheit teilzunehmen.

Dieser Zusammenhang hat schon zur Vertrocknung der großen deutschen Auswanderung nach Nordamerika geführt; sie ist auf den geringsten Stand gesunken, den sie nur erreichen kann: auf dreißigtausend Menschen jährlich. Soviel werden immer auswandern, nicht aus Not, sondern weil die schon Ausgewanderten sie nachziehen.

An Stelle dieser Auswanderung hat Deutschland eine Einwanderung bekommen von einhunderttausend Köpfen solcher, die bleiben und von ungefähr neunhunderttausend, die als Saisonarbeiter im Frühjahr kommen und im November wieder gehen. Diese erhalten sozusagen einen Weihnachtsurlaub. Nebenbei gesagt hat diese Entwicklung unsere Kolonialpolitik geradezu zu einem Anachronismus gemacht, wenigstens wie sie vor zwanzig Jahren verstanden und begründet wurde, nämlich unter dem Gesichtspunkt, daß wir um unseres Menschenüberschusses Willen ein neues Deutschland suchen mußten. Wir haben keinen Menschenüberschuß mehr, sondern Menschenmangel. Deutschland ist ein Einwanderungsland geworden! Und für das deutsche Volk Bauernkolonien außerhalb der Reichsgrenzen gründen wollen, wäre ein Vergehen an der Nation zu einer Zeit, da das deutsche Volk den Fuß aus seinen ältesten Kolonialländern, vom ererbten Boden zurückzieht.

Rein wirtschaftlich angesehen erscheint unsere Entwicklung als ein Glück. Sie beweist, daß das deutsche Volk es verstanden hat, von dem Aufblühen der Weltwirtschaft, von den vermehrten Gütern, welche die Eroberung der Erde den Kulturvölkern zuweist, von der Weltbeute einen guten Teil an sich zu nehmen. Darauf können wir stolz sein.

Aber dieser wirtschaftliche Fortschritt hat kulturelle und politische Nachteile. Nun soll die wirtschaftliche Politik des nächsten Jahrzehnts nicht etwa sein: die Entwicklung unserer Weltindustrie aufzuhalten. Im Gegenteil, möge sie wachsen! Aber daneben müssen wir dafür sorgen, daß wir im wirtschaftlichen Glück nicht kulturell krank werden. Und darum müssen wir auch die Rehrseite unserer wirtschaftlichen Blüte ernsthaft betrachten.

Unter ihnen ist die Flucht des deutschen Landvolkes zweifellos das wichtigste Moment. Aber, wie wirtschaftliche Erscheinungen oft in Wechselwirkung miteinander stehen, so auch hier. Während die Industrie den deutschen Arbeiter vom Lande zieht, tut die ausländische Einwanderung auch das ihrige, die Anziehungskraft der Industrie zu verstärken, den deutschen Arbeiter geradezu aus dem Lande zu drängen und hinauszuschwemmen.

Nach den Gesetzen der Wirtschaft kann es auch kaum anders sein, weil die ausländischen Arbeiter sich unter dem Preise der einheimischen anbieten können. Die Unkultur ihrer Heimat und ihre persönliche Unkultur verlangt nicht diejenigen Opfer, die die Aufzucht und Erziehung deutscher Kinder heute kostet, wenn anders sie ihres deutschen Namens würdig und fähig sein sollen, an der Kultur ihrer Heimat teilzunehmen. Das ist doch der ganze Sinn unserer Volkskultur, unseres Schulzwanges, der Unentgeltlichkeit der Volksschule und aller religiösen, sozialpolitischen und hygienischen Volkspflege, die Fürsten, Kirchen und Parlamente seit Jahrhunderten aufgewendet haben, daß wir meinen, es sei nötig auch die untersten Schichten des Volkes in den Stand zu setzen, teilzunehmen gerade am besten, geistigsten, höchsten unserer Kultur und auch an deren wirtschaftlichen Erfolgen. Was ist das nun für eine Politik, daß wir dies mit soviel Kulturopferten erzogene und gepflegte Volk selber unterbieten durch den Import roher, kulturarmer ausländischer Arbeiter?

Die paar Groschen Lohndifferenz sind indessen nicht das Schlimmste. Mehr noch jagt den deutschen Arbeiter aus dem Lande die ästhetische und ethische Unkultur der ausländischen Arbeiter. Die Söhne der sarmatischen Tiefebene bringen Gewohnheiten des Essens, Schlafens, Redens mit sich, die es dem Deutschen recht schwer machen, mit ihnen an einem Tisch zu essen und Arbeit und Freude zu teilen. Das untere Volk ist gegen solche Kulturunterschiede mindestens ebenso empfindlich wie die oberen Stände, aber wehrloser. So kommt es, daß der unterste Stand auf dem Lande, nämlich der des besitzlosen Arbeiters für den Deutschen geradezu minderwertig geworden ist. Das wirkt gewaltiger noch als der Lohndruck. Denn es hat schwere Folgen für die nächstobere Schicht im Landvolk, den Kleinbauernstand.

Der Kleinbauernstand muß neben sich einen geachteten Stand besitzloser Landarbeiter haben, wenn er eine produktive Kulturschicht bleiben soll. Fehlt diese Unterschicht, so fängt auch er an zu wanken. Ein Teil der Kinder von Kleinbauern muß untertauchen können im Arbeiterstand, z. B. als Knecht beim Nachbar oder auf dem Gute, ohne daß sie dadurch gesellschaftlich sinken. Und wiederum muß sich der Kleinbauernstand durch Heirat von unten her ergänzen können. Beide Stände, der Kleinbauernstand und der besitzlose Arbeiterstand, müssen Blutsbrüder, einer Sitte, einer Sprache, einer Rasse sein. Man denkt sich wohl heute einen Kleinbauernstand aus, der die Arbeitskraft der ganzen Familie auf dem eigenen Acker verbraucht. Aber das ist eben nur ein ausgedachter Bauernstand. Jede Familie gerät in der Regel innerhalb eines

Menschenalters mehrmals in die Lage, daß sie entweder mehr Arbeitskräfte braucht als sie selbst produziert oder daß sie Arbeitskraft abgibt infolge von Überproduktion.

Ist nun der beschloßene Arbeiterstand in den Augen der nächst höheren Schicht minderwertig geworden, dann gehen deren Nachkommen in die Städte als Militäranwärter, Eisenbahner, Postbeamte, und es entsteht jene Lücke, die wir gegenwärtig besonders im Osten des Vaterlandes zu beklagen haben. Die Lücke reißt weiter und Scholle um Scholle geht verloren.

Der preussische Staat hat in den letzten Jahrzehnten eine großartige Ansiedlungspolitik mit solchen Bauern getrieben, die ihr Land selbst bestellen können. Die gewissenhafte Arbeit preussischer Beamten bringt viel fertig, und sie hat gewiß die verausgabten 350 Millionen nützlich für die Zukunft verwendet. Aber was nützt die sorgsame Anpflanzung neuer Bauern, wenn die alten, seit vielen Generationen ansässigen Bauern in ihren Sitzen locker werden, wenn alte deutsche Höfe in polnische Hände übergehen. Trotz unserer staatlichen Ansiedlungspolitik haben wir in elf Jahren 100000 Hektar mehr verloren, als gewonnen. Man könnte spottweise sagen, wir haben 3500 Mark pro Hektar aufgewendet, nicht um den Hektar zu gewinnen, sondern um ihn zu verlieren. Das ist das Ergebnis unserer Politik. Wie kommt das? Nun, antworten die Gegner der staatlichen Siedlungspolitik, dasselbe Geld, das aus der Hand des deutschen Staates fließt, um zu germanisieren, hat an anderer Stelle polonisiert. Und doch liegt der Grund gerade für das Elementare der Erscheinung tiefer.

Die Kraft der polnischen Kolonisation in ihrem Kampf gegen die deutsche beruht gerade darin, daß sie die Arbeiter für sich hat, und der Fehler unserer bisherigen Kolonisation ist, daß sie über dem Bauer den Arbeiter vergaß.

Soll es nun mit der Entvölkerung und Polonisierung unseres Landes so weiter gehen und was kann dagegen geschehen? Ich wende mich zunächst an die deutschen Landwirte in ihrer Eigenschaft als Arbeitgeber.

Wieviel kostet die Beschaffung des ausländischen Arbeiters pro Kopf? Vor wenigen Jahren noch 4 Mark auf den Kopf, heute schon 20 bis 30 Mark. In Zukunft mehr? Die Scharen, die jährlich nötig sind, um den Bedarf in der deutschen Landwirtschaft zu befriedigen, wachsen beständig und so hat man in der Feldarbeiterzentrale schon förmlich einen Menschenfang organisiert. Auch die deutsche Industrie wird sich bald an dieser Menschenjagd beteiligen. Woher soll sie auch die Menschen nehmen, wenn es einmal kein deutsches Landvolk mehr in die Städte zu ziehen gibt? Immer schwieriger wird es werden, diese Menschenmassen aufzutreiben. Ist es da nicht strafbarer Leichtsin, wenn ein so gewaltiges Gewerbe, wie die deutsche Landwirtschaft, sich so unberechenbaren Mächten wie etwa der russischen Bureaucratie in die Hand gibt und ihr alle unübersehbaren Möglichkeiten solcher Versorgung überläßt? Oder was wird aus der deutschen Ernte, wenn in Rußland und Galizien die Cholera oder Pest ausbricht?

Wäre es nicht gewissenhafter und schließlich auch klüger, wir versuchten wieder zu deutschen Arbeitern zu kommen, selbst wenn sie teurer wären? Aber sie sind nicht einmal teurer. Wohl auf den Kopf berechnet erscheinen sie teurer, genau wie der nordamerikanische Arbeiter, der englische und der deutsche Industriearbeiter teuer erscheinen; aber auf das Produkt berechnet sind sie billiger, genau so wie die Arbeit der eben genannten hochbezahlten Industriearbeiter auf das Produkt berechnet billiger ist, als die billigste Arbeit des Weltmarkts, die des italienischen, japanischen oder indischen Arbeiters, welche nur 20 Pfg. den Tag kostet. Ihre Arbeit ist fruchtbarer, weil sie intelligenter und gewissenhafter ist. Würden nicht auch die deutschen Landwirte besser tun, ihr kostbares Vieh und ihre wertvollen Maschinen lieber deutschen Nachbarnsöhnen anzuvertrauen, als dem Fremden, — vor allem solchen, die schon im Elternhause als Kinder durch eine kleine Viehwirtschaft gelernt haben, was treue Arbeit ist? Die Treue in der Arbeit ist ein Element von größter wirtschaftlicher Kraft. Darum liegt es im Interesse aller deutschen Arbeitgeber, auch der großen Fabrikherren, daß es möglichst viel kleine Eigentümer gäbe, deren Kinder zu Hause von Jugend auf Treue in der Arbeit und nicht den Mietlingsgeist gelernt haben. Besonders aber müssen das die deutschen Landwirte wünschen. Darum meine ich, sollten sie alles daran setzen, solchen Arbeiter Nachwuchs wiederum zu erhalten und dazu das Werk der inneren Kolonisation recht kräftig anfangen.

Aber aus der inneren Kolonisation kann niemals etwas werden, wenn der Strom der ausländischen Arbeiter nicht unterbunden oder doch wenigstens eingedämmt wird.

Nun können die Landwirte einreden: es ist leicht die ausländischen Arbeiter auszusperrn, aber schwer den deutschen Arbeiter zu halten. Darin haben sie recht. Eine Abwehr der Ausländer ohne gleichzeitige innere Kolonisation ist unmöglich. Eins nicht ohne das andere. Darum verlangen wir eine gewaltige innere Kolonisation zugunsten deutscher Landwirte. Auch ist das Leben oder Sterben des arbeitenden deutschen Landvolkes nicht etwa nur eine Sache der Landwirte. Es geht die ganze deutsche Nation etwas an. Ein Volk ist wie ein Wald. Es wächst empor aus seinen Wurzeln: aus seinen untersten Ständen. Seine höchsten Stämme freilich, seinen Adel, hebt es hinauf in die Sturmshöhe der redenden Geschichte und in das helle Tageslicht der Hochkultur. Aber seine Dauer in die Zukunft, seine Lebenskraft, seine Ewigkeit, — denn ein Volk braucht nicht zu sterben, so wenig wie ein Wald —, die hat es in seinen untersten Ständen. Verdorren seine untersten Stände, seine Wurzeln, so stirbt der Wald. Die alten Stämme freilich stehen noch eine Weile aufrecht, vielleicht ein Jahrhundert oder länger. Aber es wird licht um die alten Riesen, die alten Familien, und einmal fallen auch sie und vermodern an der Erde. Dann ist der Wald gestorben. So ist in allen Kulturländern des Mittelmeeres der Wald gestorben, und keine Klugheit der Menschen vermag ihn wieder anzupflanzen. Auch das Ende eines Volkes und einer nationalen Kultur kann

keine Menschenweisheit aufhalten, wenn erst die Wurzeln, die untersten Stände des Volkes, verdorrt sind. Der unterste Stand aber ist der des bezugslosen arbeitenden Volkes auf dem Lande.

Sind aber die Wurzeln des deutschen Volkes auf dem Lande unserer Ostmark vertrocknet, so muß das fremde Volk bleiben, das wir jetzt immer noch mit einem Weihnachtsurlaub aus dem Lande schicken. Was dann folgt, ist unschwer vorauszusagen: in unsere Schulen werden neben unseren eigenen Kindern fremdsprachige einziehen, Kinder, deren Eltern als Ruthenen in Galizien oder in Rußland geboren sind, Kinder, denen die deutsche Sprache in der Schule erst beigebracht werden muß. Das verschlechtert die Schule zuungunsten der deutschen Kinder, die nun das alte Ziel nicht mehr erreichen. Es ruiniert die Schule, wenn sie mit so ungleichartigem Material arbeiten soll, und wenn sie aus einem Erziehungsinstrument zu einem politischen Instrument gemacht wird. Weiter werden wir neben unserem deutschen Heeresersatz fremdsprachige Rekruten in erdrückender Zahl erscheinen sehen. Das vertreibt aus dem Heere den Geist der gemeinsamen Vaterlandsliebe, der ein Heer besser zusammenhält als alle Disziplin, das Landsmannschaftliche Gefühl des gemeinsamen Blutes; in unsere Reihen tritt ein unverföhbar feindliches Volk ein. Zwar 1870 haben sich die preussischen Polen noch gut und willig geschlagen. Aber es war ein kurzer Krieg und ein siegreicher Krieg. Außerdem haben sich die Zeiten seitdem geändert. Heute verlangt jeder kleine Volkssplitter eigene Schulen, eigene Gerichte, eigene Kultur und einen eigenen Staat. Das Zeitalter der nationaldemokratischen Kultur ist angebrochen. Da bedeutet ein wachsendes Fremdvolk in unserem Heere nur, daß wir die Rekruten und Unteroffiziere einer feindlichen Armee einüben.

Ferner werden wir bei allen Wahlen in der Gemeinde, in den Krankenkassen, im Staat und im Reich, neben den deutschen Wählern fremdsprachige Wähler erscheinen sehen. Das wird unsere innere Politik vergiften und mit Sprengstoffen für die Zukunft laden. Indem sie den Fremden ein Joch auferlegen will, wird die große deutsche Nation neun Zehntel dieses Gewichtes selber tragen müssen und wird sich daran wund scheuern, bis sie es voll Mut abwirft.

Endlich müssen wir uns darüber klar werden, daß die sozialdemokratische Bewegung nichts anderes ist als die notwendige Begleitmusik der Zusammenbrängung bezugsloser Massen in den Großstädten. Ein wenig ruhiger, ein wenig milder, das ist ziemlich gleichgültig; aufhören wird diese Musik, solange ihre Ursache dauert, nie. Daraus folgt, daß es keine andere wirkliche Bekämpfung der Sozialdemokratie gibt als die, daß man einem möglichst großen Teile des Volkes den Weg zum kleinen Eigentum, dem eigenen Haus und der eigenen Viehwirtschaft frei macht. Das ist aber in voller Breite nur möglich auf dem Lande. Der Sozialdemokrat sagt: der Arbeiter muß los vom Boden, damit er zu uns komme. Darum müssen wir sagen: hin zur Erde soll der deutsche

Arbeiter, damit er frei werde von den sozialistischen Irrlehren, der Politik des unfruchtbaren Hasses, Meides, Klassenkampfes und der verwüstenden Streiks. Nachdem nunmehr dreißig Jahre lang die deutschen Arbeiter versuchten, ihre Lebenslage auf keinem anderen Wege zu bessern als auf dem Wege des Klassenkampfes und der Streiks, wollen wir doch einmal die deutschen Arbeiter fragen, ob sie wirklich glauben, daß der Arbeitslohn heute nur um einen Groschen niedriger stehen würde ohne diese unendlichen Opfer sauer ersparter Arbeitergroschen. Um keinen Pfennig würde er niedriger stehen, denn der Ausgleich zwischen Kapitalgewinn und Arbeitslohn folgt anderen lautloseren Gesetzen, als den wütigen Befehlen kurzfristiger Streikführer. Wohl aber ist die Konkurrenz ausländischer, kulturloser Arbeiter von großer Bedeutung für die Höhe des Arbeitslohnes. Unter dem Druck der Unterbietung stehen auch die hochbezahlten Arbeiter der Industrie, wenn sie ihn auch noch nicht fühlen und erkennen. Darum wäre die vernünftigste Parole auch für deutsche Arbeiterführer: Schutz der deutschen Arbeit gegen die Unterbietung des Auslandes. Mit dieser Parole könnte man eine gewaltige Sprengwirkung ausüben in den Reihen der internationalen Sozialdemokratie, und die Massen der deutschen Arbeiter zurückführen zu einer Politik des Friedenhaltens mit dem Kapital und zu einer Politik wirklicher nationaler Wohlfahrt und wirklicher Erhöhung des Arbeitslohnes.

Alle deutschen Vaterlandsfreunde aber, denen in erster Linie gelegen ist an der Zufriedenheit und sittlichen Gesundheit des Volkes, sie alle sollten um dieser Zufriedenheit willen die Notwendigkeit der inneren Kolonisation einsehen und sollten alles daransetzen, um demjenigen deutschen Manne, der eingesehen hat, was der eigene Herd wert ist, zu eigenem Besitz zu verhelfen auf dem Wege der inneren Kolonisation.

* * *

Nun könnte man aber einwenden: Ja ist es denn überhaupt noch möglich und erreichbar, den großen Menschenbedarf an auswärtigen Arbeitskräften, den wir zurzeit haben, diese neunhunderttausend Köpfe aus dem deutschen Volke selber zu gewinnen. Demgegenüber möchte ich mit aller Zuversicht behaupten: ja, das ist möglich. Die Vermehrungsfähigkeit eines Volkes ist ungemein beeinflussbar. Das deutsche Volk hat trotz seines großen jährlichen Zuwachses noch nicht diejenige Vermehrungsziffer, die das englische Volk fertig bringt, angesichts der großen Arbeitsgelegenheit, die dem Engländer überall auf dem Erdenrund winkt. Noch viel weniger erreicht das deutsche Volk diejenige relative Vermehrungsziffer, welche die kolonialen Völker der Neuzeit, das nordamerikanische, das australische*) und das Burenvolk, — ungerechnet die Zuwanderung selbstverständlich — erreicht haben. Warum haben diese Völker die stärkere Ver-

*) Australien ist freilich zu einem fast rein großstädtischen Volkskörper geworden und hat darum eine rapide sinkende Vermehrungskraft.

mehrungsziffer? Nur darum, weil sie Existenzmöglichkeiten, Arbeitsgelegenheiten reichlich vor sich sehen. Geben wir dem deutschen Volke nur Arbeitsgelegenheit. Aber die haben wir ja. Sichern wir ihm nur diese Arbeitsgelegenheit. Machen wir die deutsche Arbeitsgelegenheit zum Rechte der Besitzlosen, zum Erbe der Enterbten, sichern wir dem deutschen Arbeiter die Existenzmöglichkeiten, die wir jetzt an Fremde verschenken, so werden die Vermehrungsziffern sofort anschwellen.

Zwar nimmt die Arbeiterbevölkerung in den großen Städten, besonders die zweite Generation nach der Einwanderung vom Land, die in den Stand der hoch bezahlten Arbeiter, der Schriftsetzer, Maschinenarbeiter und ähnlicher aufgerückt ist, leicht die Sitten des bestehenden Bürgertums an. Sie beschränkt die Kinderzahl; in den Familien der besser bezahlten großstädtischen Arbeiter findet man sehr häufig nur ein oder zwei Kinder. Und das ist begreiflich. Denn es ist nun einmal in den Großstädten schwierig und entmutigend, die bleiche Jugend auf den Höfen groß zu ziehen. Kinderzucht gehört, wie Viehzucht, auf das Land; das gilt mindestens von den untersten Ständen und also von der Masse des Volkes. In den Städten kostet jedes Kind bares Geld und nimmt den anderen Brot und Luft. Auf dem Lande aber, wenigstens wo es so ist wie es sein soll, da ist die Hauswirtschaft der kleinen Leute nicht bloß Konsumtivwirtschaft, sondern auch Produktivwirtschaft, wenigstens zu einem Teil. Die aufwachsenden Kinder verzehren nicht nur, sie produzieren auch sehr bald mit in der kleinen Viehwirtschaft. Mindestens aber kostet dort die frische Luft, welche für die Kinderzucht noch wichtiger ist als das Brot, kein Geld. Darum hängt die Vermehrungsfähigkeit hauptsächlich davon ab, wie viel Herdfeuer, wie viel Familienstätten es auf dem Lande gibt. Also vermehren wir nur diese Herdfeuer auf dem Lande. Aber zunächst müssen wir einmal die bittere Wahrheit erkennen, daß es in unseren östlichen Provinzen solcher Herdfeuer auf dem Lande heute weniger gibt als vor hundert Jahren, vor der Hardenbergischen Agrarreform! Durch die ungewollten Wirkungen dieser Reform sind die Wohnstätten der besitzarmen Bevölkerung in unserm Osten verringert worden. Es ist gerade der Vorteil Polens und der Bolen, daß dort die agrarische Entwicklung nicht so mit dem kleinsten Besitz ausgeräumt hat, wie in unseren Provinzen. Also sollten wir diesen Verlust erst einmal ausgleichen, und dann darüber hinausgehen, diese Herdfeuer zu vermehren, dann werden wir auch um diese Wohnstätten genug blondköpfige Jugend herumbringen sehen, nicht nur genug, um die Arbeit zu bewältigen, die die wachsende Kultur dem deutschen Volke stellt, industrielle und landwirtschaftliche, sondern darüber hinaus noch einen Überschuß, einen ver sacrum, eine Jungmannschaft erster Qualität, womit wir unseren Anteil an der Erde wirtschaftlich erobern wollen. Der Reichtum und die Zukunftskraft eines Volkes liegt nicht in Kolonien oder Bergwerken oder Fabriken oder Kapitalien, sondern im Menschennachwuchs, in der lebendigen Menschenfaat, welche es in die Äcker der Zukunft werfen kann.

Aber der gute Wille allein ist ohnmächtig und nichts nütze ohne Erkenntnis und Überwindung der Hindernisse; und derer sind viele. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Hindernisse einzugehen. Das größte Hindernis aber liegt bei unseren deutschen Landwirten sowohl als Arbeitsgebern, wie als wirtschaftlich-politische Partei. So lange der deutsche Großgrundbesitzer nicht erkannt hat, daß die Schicksalsstunde der deutschen Landwirtschaft gerade aus der Arbeiterfrage heraus immer näher rückt, so lange er sich nicht besinnt auf die nationalen Pflichten, die ihm die Zukunft seines Gewerbes auferlegt, so lange wird es auch nicht möglich sein, die bessernde Hand an die Einzelhemmnisse zu legen. Gehen die Dinge so weiter, wie in den letzten zwanzig Jahren, so ist die Stunde nicht mehr fern, in der das deutsche Volk sagen wird: Du Landwirtschaft bist kein deutsches Gewerbe mehr, du beschäftigst keine deutschen Arbeiter, an den Herden deiner arbeitenden Bevölkerung wird nicht mehr deutsch gesprochen, du stellst keinen deutschen Heeresersatz mehr. Nur das Geld, die Rente, die Besitzer sind an dir noch deutsch. Darum sind wir nicht mehr gesonnen, für dich Opfer zu bringen.



Zur Dardanellenfrage

Von Dr. rer. pol. Max Linde-Berlin



Es kann mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der italienisch-türkische Krieg zu einer in nicht allzufernen Zukunft zu erwartenden Aufrollung der Dardanellenfrage erheblich beitragen wird. Wir werden allem Anschein nach in den nächsten Zeiten noch mancherlei über diese Angelegenheit zu hören bekommen, und es ist daher nicht ganz überflüssig, die Geschichte der Dardanellenfrage, die als ein Bestandteil der orientalischen Frage in der europäischen Politik seit mehr als einem Jahrhundert den Gegenstand ernstester Sorge der Kabinette bildet, in kurzen Zügen zu skizzieren.

Es gab keine Pontus- und keine Dardanellenfrage, solange nicht nur die Dardanellen, das Marmarameer und der Bosporus, sondern auch das Schwarze Meer vollständig von türkischen Territorien eingeschlossen waren. Sie tauchte aber in demselben Zeitpunkt auf, in dem Rußland seine Grenzen von Norden her bis an die Gestade des Schwarzen Meeres vorschob. Dieser Zeitpunkt wird bezeichnet durch das Jahr 1774, in dem der russisch-türkische Friede von Kutschuk-Kainardsche geschlossen wurde. Das Vordringen Rußlands an den Pontus hatte